

re Ministerpräsident von Baden-Württemberg, *Erwin Teufel*, geht in seinem Beitrag auf die EU-Verfassung im Allgemeinen und den „Gottesbezug“ im Speziellen ein. Ihm zufolge „ist die Tatsache, dass es auch nicht mehrheitsfähig war, auf den Beitrag des Christentums in Europa einzugehen, fast noch gravierender als der fehlende Gottesbezug“ (58). Begrüßenswert ist allerdings das Bekenntnis zur Menschenwürde „im Grund- und Menschenrechtsteil des EU-Verfassungsvertrages“ (ebd.). *Siegfried Jaschinski*, Vorstandsvorsitzender der Landesbank Baden-Württemberg, erläutert finanzielle Entwicklungen innerhalb der EU. Er verteidigt grundsätzlich Einsparungs- und Deregulierungsmaßnahmen mit dem Hinweis, „dass eine erfolgreiche Konsolidierung der öffentlichen Haushalte durchaus in der Lage ist, positive Wachstumsimpulse zu liefern“ (64). Der Kritik an der Verlagerung von Produktions- und Unternehmenseinheiten in die neuen EU-Mitgliedstaaten begegnet er mit dem Beispiel, dass „ein VW Golf, der komplett aus in Deutschland gefertigten Teilen besteht, in der Grundversion ca. 32.000 Euro kosten“ (65) würde; tatsächlich wird er aber zu ca. 17.000 Euro angeboten. Ein leidenschaftliches und recht bissiges Plädoyer für ein europäisches (und nicht nur nationalstaatliches) Bewusstsein liefert *Norbert Walter*, Chefvolkswirt der Deutschen Bank Gruppe; mag auch manches in seinem Referat überzeichnet sein (wie etwa seine Sicht der demografischen Entwicklung), die von ihm forcierte Europa-Identität ist zu begrüßen: „Ich finde, wir hüten ein Erbe, das sich lohnt, mit anderen zu teilen“ (73). Auf ähnliche Weise skizziert *Werner Link*, emeritierter Politologe an der Universität Köln, die globale Rolle Europas; er vertritt die „These, dass Integration und Differenzierung die Charakteristika, die strukturellen Merkmale des neuen Europas sind und in starkem Maße auch in Zukunft sein werden“ (85).

Dieser Vortragsband ist eine wertvolle Hilfe, um sich mit einer wichtigen politischen Herausforderung der Gegenwart auseinanderzusetzen, auch wenn man sich nicht mit allen Positionen identifizieren kann und muss. Wie auch immer – die „Erwartungen und Befürchtungen“ betreffend die EU können gerade einer *katholischen* Theologie und Kirche nicht egal sein.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

BIBELWISSENSCHAFT

♦ *Stuhlmacher, Peter: Biblische Theologie des Neuen Testaments. Band 2: Von der Paulusschule bis zur Johannesoffenbarung. Der Kanon und seine Auslegung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999. (XI, 372) Kart. Euro 39,90 (D) / Euro 41,10 (A). ISBN 978-3-525-53596-7.*

Wie der erste, bereits in zweiter Auflage erschienene Band seiner biblischen Theologie des NT (1992, 21997), stellt auch dieser sowohl eine anstrengende wie lohnende Lektüre dar, die den Leser bei vielen Abschnitten mitten in die heutige Diskussion exegetischer oder bibeltheologischer Fragen hineinführt. Der Verfasser selber spricht im Vorwort von der „ganz undurchsichtige(n) Forschungslage zu den neutestamentlichen Büchern und Problemen“, mit denen er in diesem Band zu tun hatte, was von vornherein erwarten lässt, dass nicht überall gesicherte Lösungen vorgelegt werden und dass man vielleicht auch nicht überall seiner Meinung sein wird. Abgesehen von diesen mehr sachgegebenen Problemen und unterschiedlichen Interpretationen, weist Stuhlmacher auf andere Schwierigkeiten hin, die die Exegese belasten. Nach seiner Meinung „(hat sich) ... die neutestamentliche Forschung ... seit mehr als einem Jahrhundert an eine Reihe von Vorurteilen und Verfahrensweisen gewöhnt, die den Zugang zu diesen Daten und den Texten selbst eher verstellen als eröffnen; in der deutschen Forschung halten sich diese Einstellungen besonders zäh, weil sie immer wieder zu theologischen Grundentscheidungen stilisiert worden sind“ (IX). Neben anderem zählen dazu die Trennung der Interpretation des NT vom AT und die Unterschätzung der Septuaginta gegenüber dem hebräischen Kanon, Vorurteile und Irrtümer der Religionsgeschichtlichen Schule (325) und der Formgeschichte (346), was weithin eine Distanzierung von der Bultmannschule und ihren Theologumena fordert und zur Anerkennung des messianischen Selbstverständnisses Jesu und seines Menschensohnbewusstseins führen muss (vgl. 347 bzw. 138.143). Nicht nur bei einzelnen offenen Problemen, sondern viel prinzipieller ist Stuhlmacher also anderer Meinung als einflussreiche exegetische Strömungen dieses Jahrhunderts.

Im Konkreten behandelt der Autor in vier umfangreichen Abschnitten die Verkündigung

in der Zeit nach Paulus, die synoptischen Evangelien, das joh. Schrifttum und als Abschluss Probleme des Kanons und der Mitte der Schrift. Im Großen und Ganzen ist der Autor auf einer konservativeren Linie, als man in den letzten Jahrzehnten im Allgemeinen gewohnt war. So hält er etwa den Kolosserbrief für „ein von Timotheus im Auftrag des gefangenen Paulus verfasstes ... Auftragschreiben“ (2), wie auch der Epheserbrief auf ein echtes paulinisches Rundschreiben zurückgeht, auch wenn es nach dem Tod des Apostels gründlich überarbeitet wurde (3). Nicht viel anders steht es mit den Pastoralbriefen, die auf Briefe zurückzugehen scheinen, „die Paulus während seiner Gefangenschaft an Timotheus und Titus geschrieben hat“ (3) und die später „zu testamentarischen Verfügungen und Kirchenordnungen ausgestaltet worden sind“ (3). Das Problem der Pseudonymität reduziert sich so auf die Weiterführung paulinischer Ansätze und die Gründung der Paulusschule geht auf diese Weise auf den Apostel selbst zurück. Man muss respektieren, dass damit die Kontinuität wieder stärker betont wird, aber der Verfasser wird sich wohl mit jenen Autoren stärker auseinandersetzen müssen, die von den Unterschieden der Deuteropaulinen zu Paulus beeindruckt waren und eine pseudonyme Verfasserschaft nicht ohne entsprechende Gründe vertreten haben. An Einzelheiten ist erwähnenswert, dass es sich nach Stuhlmacher bei Kol 1,15–20 um eine von Anfang an judenchristliche Dichtung handelt und nicht um eine christliche Korrektur eines gnostischen Erlösersmythos. Analog zu N.T. Wright und J.D.G. Dunn sieht Stuhlmacher die Schwierigkeiten der kolossischen Gemeinde nicht durch eine heidnische Philosophie, sondern durch Lehre und Liturgie der Diasporasynagoge verursacht, die den Konvertiten beträchtliche Probleme bereitete (13). Auch die kleinasiatischen Gemeinden des Epheserbriefes – zum Teil ehemalige Gottesfürchtige – befinden sich in ähnlicher Lage. „Jesu Kommen in die Welt läßt sich ... begreifen als Erscheinung des in Jes 52,7 angekündigten messianischen Evangelisten und als Erfüllung der göttlichen Friedensverheißung von Jes 57,19 für die Nahen und Fernen, d.h. für Juden und Heiden“ (17). Die Pastoralbriefe verteidigen in ihrer jetzigen Form „die Person des Apostels gegen (christliche) Angriffe (vgl. 2 Tim 4,3–18) und stellen die Bedeutung seiner Lehre für Aufbau und Erhalt der Kirche heraus“ (19). Man fragt sich nur, wie weit es sich dann noch

um paulinische Briefe handelt, wie Stuhlmacher behauptet, was analog auch für den Kolosser- und Epheserbrief zu präzisieren wäre. Auch das Kirchenkonzept dieser Briefe ist demnach nicht so verschieden von Paulus, wie es vielen Kommentatoren bisher erschien. „Alle diese Urteile überzeichnen die Differenz zwischen Paulus und dem Kirchenbegriff seiner Schule“ (31), die eben auch nicht nach Paulus entstand, sondern auf ihn selbst zurückgeht (2). Für die protestantischen Kollegen des Autors wird es interessant sein zu lesen, dass die Pastoralbriefe „genauso wie Eph 4,11–12 und 1 Clem 42,1–4 die frühkatholische Ansicht von der göttlichen Stiftung des kirchlichen Leitungs- und Lehramts sowie der apostolischen Sukzession vertreten“ (38). Den 2. Thessalonicherbrief hält Stuhlmacher für „zeitlich und sachlich eng mit dem 1 Thess zusammengehörigen frühen Brief ...“, den Paulus selbst diktiert hat (vgl. 2 Thess 3,17)“ (54). 2 Thess 2,3–12 ist dann „als ein ergänzender Kommentar zu den apokalyptischen Belehrungen in 1 Thess 4,13–5,11 zu verstehen“ (56). Abgesehen davon, dass die eschatologischen Aussagen des zweiten Briefes nach Meinung vieler Exegeten in Widerspruch zu denen des ersten zu stehen scheinen, wird auch die Auffassung Stuhlmachers noch weiterer Begründung bedürfen, dass der Verfasser die „aufhaltende Macht“ (2 Thess 2,7) mit Paulus selber identifiziert (58). Im Jakobusbrief, der „ein wirklich vom Herrenbruder autorisiertes Zirkularschreiben an die Christenheit in der Diaspora“ darstellt (63), ist natürlich die Kritik an Paulus interessant. Zwar „ist Widerspruch gegen den Apostel überall dort am Platze, wo Paulus (wirklich) Unrecht hat“, aber die paulinische Rechtfertigungslehre wird vom Jakobusbrief missverstanden, und es ist deshalb „unmöglich, den Jak im Kanon gleichberechtigt neben die paulinischen Lehrbriefe zu stellen“ (69). Mancher Leser wird sich hier natürlich fragen, welche Instanz denn dazu berechtigt ist, über eine Wertung der ntl. Schriften zu entscheiden und wo bei Stuhlmacher die heute so moderne kanonkritische Lektüre des NT bleibt, die einzelne Schriften gerade mit Rücksicht auf die anderen liest und interpretiert, statt die einen als Brecheisen gegen die anderen zu verwenden. Stuhlmacher macht natürlich klar, dass für ihn nach wie vor die protestantische Rechtfertigungslehre die Mitte der Schrift darstellt. „Normativ bleibt das allein aus der Schrift selbst zu erhebende Evangelium, genauer: die den Kern des Evangeliums ausma-

chende Lehre von der Rechtfertigung des Gottlosen allein aus Glauben (vgl. Röm 4,5; 5,6)“ (331). Aber zur Debatte steht eben gerade, ob diese Sicht, auch wenn sie für die protestantische Exegese weithin zum Angelpunkt stantis *et cadentis ecclesiae* geworden ist oder gemacht wurde, wirklich den Tatsachen entspricht, und nicht möglicherweise andere Fragen zentraler sind als dieser zum Glaubensbekenntnis erhobene Aspekt paulinischer Theologie. Wer dem Jakobusbrief die Gleichberechtigung bestreitet, betreibt Sachkritik, für die er die Berechtigung seiner subjektiven Wertung zweifelsfrei nachweisen muss und wofür bloße Wiederholung traditioneller Standpunkte nicht genügt.

Auch bei der Behandlung der Synoptiker stößt man bei Stuhlmacher auf interessante Äußerungen und Thesen. Nicht bloß, dass er der ganzen klassischen Formgeschichte kritisch gegenübersteht (vgl. 123 und 346) und gegenüber einer allzu kreativen Urgemeinde auf einen soliden Traditionsprozess und ein Traditionskontinuum setzt; auch in zahlreichen Einzelpositionen hat seine Darstellung eigenes Profil. So hält Stuhlmacher etwa die Herleitung der Bezeichnung Evangelium vom hellenistischen Herrscherkult für falsch und führt die Bezeichnung auf das AT zurück (118f.) und beurteilt die Menschensohntradition, die Wunderüberlieferung und messianische Texte für viel verlässlicher als die Bultmannschule und ihre Nachfolger. Das MkEv wird weitgehend als Petrustradition gesehen, das MtEv als Überlieferung der Säulenapostel von Jerusalem und das LkEv als Jerusalemer und Antiochener Tradition (115f.; 157f.). Bei Mt nimmt Stuhlmacher dafür die semitische Urform von Q und das Sondergut des Mt in Beschlag. Für die griechische Logienquelle lehnt es Stuhlmacher ab, eine galliläische Jesussekte oder urchristliche Wandercharismatiker namhaft zu machen und betrachtet Q auch mehr als Quellenschicht denn als Evangelium, wie es vor allem in Nordamerika in jüngster Zeit und mit großer Einseitigkeit Mode geworden ist. Weniger überzeugend wirkt der Rückfall des Verfassers in die Proto-Lk-Theorie (vgl. 128f. und 178), die nicht ohne Grund von den Exegeten weithin abgelehnt wird. Ohne jede Rücksicht darauf, dass z.B. den Abschnitten Lk 1,1–4,30 und 9,51–18,14 viel Mk-Stoff zugrundeliegt, erklärt Stuhlmacher diese Teile als Gemenge von SLk+Q oder mit anderen Worten als proto-lukanische Texte. Bemerkenswert ist auch, dass Stuhlmacher

128f. noch mit der Alternative rechnet, dass Lk entweder viel Sondergut und Q-Stoff in die Mk-Grundlage eingearbeitet hat oder umgekehrt Mk-Stücke in die proto-lukanische Basis eingeschoben wurden, dass aber 50 Seiten später (178) ohne jedes Argument nur mehr die proto-lukanische These als einzige Möglichkeit übrig geblieben ist! Das Rechnen mit der Vergesslichkeit des Lesers ist aber eine allzu schlechte Methode, um sie als Beweis für die Auffassungen Stuhlmachers nehmen zu können. Und wie so oft bei interessanten Positionen dieses Buches, bleiben kritische Meinungen außer Betracht oder haben sie zumindest wenig Bedeutung. Es nützt nichts und überzeugt wenig, wenn für Proto-Lk etwa auf J. Jeremias verwiesen und seine Untersuchungen als „minutiös“ bezeichnet werden (129), wenn dabei die Einwände gegen diese Hypothese mit keiner Silbe zur Sprache kommen. Ebenso erstaunlich ist, dass Stuhlmacher abgesehen von einer einzigen Notiz die Zweiquellentheorie noch immer so vertritt, als wäre sie in den letzten Jahrzehnten nicht höchst fragwürdig geworden. Zwar werden die bekannten bei Lk fehlenden Mk-Stücke als Problem genannt und wird die Sprache auch auf die *agreements* gebracht (126), doch fehlt jede Literatur und sachliche Auseinandersetzung, weil ihre Bedeutung dem Verfasser offenkundig nicht bewusst ist. Stuhlmacher fragt zwar: „Hat das Markusevangelium vor oder nach seiner Auswertung durch die beiden Großevangelien noch Redaktionsstufen durchlaufen, die zur Unterscheidung zwischen einem Urmarkus und einem Deuteromarkus nötigen?“ (126). Aber die Frage verrät zu deutlich, wie es mit der Beurteilung der entsprechenden Phänomene steht. Wie immer wieder betont werden muss, bezeugt es eine gravierende Unkenntnis der Sache und offenbart es den Mangel der absoluten grundlegenden Beobachtungen bezüglich der *agreements*, wenn diese trotz ihres gegenüber Mk eindeutig sekundären Charakters immer noch für einen schon fast mythologisch gewordenen Ur-Mk in Frage kommen sollen! Es ist eine unhaltbare Irreführung der Leser, diese fast parodistische Beschreibung der *agreements* in einem Lehrbuch auch nur als Denkmöglichkeit zu wiederholen, und es ist, um dies einmal mehr festzuhalten, bezeichnend, dass diese in Tübingen der Fall sein kann! Stuhlmacher meint, als Tatsache feststellen zu können, „die Zweiquellentheorie finde(t) heute breite Zustimmung, obwohl auch sie nur begrenzt aussagefähig ist

und (noch) ihre Probleme hat“ (126). Der Verfasser hat übersehen, dass das „noch“ mehr in den Vordersatz passt als in den Nachsatz, und die noch immer vorfindliche Verbreitung dieser Hypothese mehr eine Auskunft über die Zahl der unkritischen oder uninformierten Nachsager gibt als dass die Menge ihrer Vertreter die Richtigkeit der Hypothese bestätigen würde. Wer sich so wie Stuhlmacher exemplarisch nicht um die einschlägige Literatur kümmert, wird das Alte noch lange wiederholen können, auch wenn ihn die Geschichte dafür vielleicht links liegen lässt.

Im Bereich der Apg wird für manchen Leser interessant sein, dass Lk nicht bloß Reisebegleiter des Paulus war, sondern ihn – vielleicht im Auftrag der antiochenischen Gemeinde – als Arzt begleitet hat (182). Das macht es möglich, dass er nicht unbedingt „sein Parteigänger“ (196) gewesen sein musste, auch wenn die „lukanische Paulusdarstellung das eigentliche theologische Zentrum der Apostelgeschichte (ist)“ (195, im Anschluss an U. Schnelle). Für die joh. Literatur spielt der Presbyter Johannes als Gründer der ganzen Schule und Verfasser der drei Briefe die entscheidende Rolle. Im Wesentlichen ist er auch der Verfasser des Evangeliums, das aber erst nach seinem Tod von seinen Schülern redigiert und herausgegeben wurde. Er ist mit dem Lieblingsjünger identisch, der nicht zum Zwölferkreis gehörte, und hat sich nach Stuhlmacher „den Zebedaiden Johannes zum Lehrer erwählt“ (205). Auch die Jesus-tradition hat er von diesem übernommen und aus Jerusalem mitgebracht (206). Sogar bei der Apokalypse könne es sich um ein „aktualisiertes älteres apokalyptisches Werk des Presbyters“ handeln, das von dem Herausgeber durch 1,1–3,22 und 22,6–21 einen neuen Rahmen erhielt (213). Obwohl die Vermutungen Stuhlmachers sicher anregend sind, bleiben aber doch stellenweise Fragen offen. So ist in seinem Entwurf zu wenig klar, welches konkretes Verhältnis zwischen dem Presbyter Johannes und dem Zebedaiden bestand, wenn der Erstere der Verfasser des Evangeliums und Garant der Tradition ist, andererseits dieser sich doch den Zebedaiden zum Lehrer wählte und das Material von diesem übernahm.

Zustimmen wird man dem Verfasser jedoch, wenn er am Schluss einige dringende Desiderata der Exegese anmerkt: Eine Übersetzung der Septuaginta und eine verstärkte Beachtung dieser Tradition, eine höhere Wertung

der frühjüdischen und judenchristlichen Wurzeln der synoptischen Überlieferung, weitere Forschungen zur Bedeutung der jüdischen ... und des ntl. Missionskonzeptes, etc. Insgesamt kann man dem Verfasser bestätigen, dass er erneut einen wichtigen Beitrag geliefert hat, der nicht nur die biblische Theologie im eigentlichen Sinn betrifft, sondern darüber hinaus sich mit vielen anderen Themen lebhaft auseinandersetzt. Auch wenn man in einzelnen Punkten anderer Meinung ist oder sich eine festere Dokumentation wünschen würde, sind seine Thesen immer anregend und geeignet, das Interesse am Thema zu beleben. Zusammen mit seinem Vorgänger bietet dieser Band ein Kompendium zum NT, das man vielen empfehlen kann.

Linz

Albert Fuchs

DOGMATIK

♦ Remenyi, Matthias: Um der Hoffnung willen. Untersuchungen zur eschatologischen Theologie Jürgen Moltmanns. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2005. (492) Kart. Euro 44,00 (D) / Euro 45,30 (A) / CHF 73,90. ISBN 978-3-7917-1984-9.

Jürgen Moltmann gehört zu den großen reformierten Theologen des 20. Jahrhunderts, der wie kaum ein anderer auch auf katholischer Seite tiefgreifende theologische Spuren hinterlassen hat. Einige seiner Bücher sind Bestseller geworden. Seine inspirierenden, ja provozierenden Thesen haben heftige Diskussionen ausgelöst. Die „Theologie der Hoffnung“ (1964) zählt ebenso zu den theologischen „Klassikern“ des 20. Jahrhunderts wie seine Kreuzestheologie („Der gekreuzigte Gott“, 1972). Moltmann hat in beinahe allen dogmatischen Traktaten neue Maßstäbe gesetzt, seine Trinitäts- und Schöpfungstheologie, Ekklesiologie und Christologie, nicht zuletzt seine Eschatologie sind eindrucksvolle Werke einer engagierten, ökumenischen und politischen Theologie.

Die vorliegende Publikation von M. Remenyi – eine überarbeitete Fassung seiner an der theologischen Fakultät in Freiburg i. Br. eingereichten Dissertation – ist eine ausgezeichnete Rekonstruktion der Struktur der eschatologischen Theologie Moltmanns. Der Verfasser gliedert überzeugend das komplexe Œuvre Moltmanns in ein zweiteiliges Konzept. Im *Teil I* wird der konzeptuelle Faden der Molt-